

Vom Sinn der Lebensalter

Autor(en): **Wyrsch, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pro Senectute : schweizerische Zeitschrift für Altersfürsorge, Alterspflege und Altersversicherung**

Band (Jahr): **10 (1932)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-723104>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

in un grande albergo ospitale, che offre bellezze di natura, conforto morale e ristoro come in una grande famiglia. I vecchi trascorrono qui gli ultimi anni di loro esistenza, in un'oasi di pace e di tranquillità, sorretti dall'angelico sorriso delle Suore, benedicendo al grande Benefattore e a chi ne segue il nobile esempio. E. Risi, Mendrisio.

Vom Sinn der Lebensalter.

Nach einem Vortrag von Direktor Dr. med. J. Wyrsh, St. Urban, an der Generalversammlung des Luzerner Kantonalkomitees der Stiftung „Für das Alter“.

Heute hat das höhere Lebensalter einen schlechten Ruf. Es war nicht immer so. Bei den primitiven Völkern gehören die Greise zu den angesehensten Stammesmitgliedern, denen die wichtigsten Ämter — Priestertum und Zauberei — vorbehalten sind. Und auch noch bei den Römern lag die Leitung des Staates und die gesellschaftliche Führung in den Händen der Fünfzig- und Sechzigjährigen. Unsere Epoche aber pflegen wir mit einem Stolz, der vielleicht nicht ganz angebracht ist, gern das Zeitalter der Jugend zu nennen. In der Tat — die Jugend hatte wohl seit vielen Generationen nicht mehr eine so gute „Konjunktur“ wie in den Jahren seit dem Weltkrieg, und sie nützt sie denn auch ganz gehörig aus. Politischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen ist man geneigt, blindes Vertrauen entgegenzubringen, bloß weil sie von jungen Männern stammen. Große politische Bewegungen, wie der Faschismus, der Bolschewismus und der Nationalsozialismus stellen ganz auf sie ab, und wir kennen ja alle die Respektlosigkeit, womit diese Parteien dem reifern Alter begegnen. Schon der Vierzigjährige ist nach ihnen unbesehen nicht mehr geistig voll zu nehmen, der Fünfzigjährige gilt schon als verknöchert und der Sechzigjährige kommt bloß noch als Objekt der Fürsorge in Betracht.

Diese etwas großmaulige Geringschätzung und Verachtung des höhern Alters, dieses Unverständnis für etwas anderes als die eigene Jugend, ist sicher sehr häßlich und unreif, allein sie ist nicht ganz unverdient. Die ältere Generation hat leider ganz wesentlich dazu beigetragen, daß die Jugend zu dieser kritiklosen Überschätzung ihrer selbst, zum halbwegs mystischen

Glauben an ihre Mission in der heutigen Weltlage gekommen ist. Daß diese ältere Generation vor den Aufgaben der Nachkriegszeit versagt hat, versagen mußte, ist zwar mehr ein Verhängnis als eine Schuld, und es steht nirgends geschrieben, daß die Jugend damit besser fertig wird. Etwas anderes ist es aber, wenn Menschen in reiferem Alter mit ihren Vorteilen nichts anzufangen wissen als die Jugend nachzuäffen. Was soll man dazu sagen, wenn z. B. in Amerika die Mütter ihre Lebensaufgabe darin erblicken, 10 Jahre jünger auszusehen als ihre Töchter? Wenn Graubärte mit heißem Bemühen und reichlichem Schweiß ihre Krampfadern verrenken, um es ja mit der Jugend in jedem neuen Sport und Abenteuer aufnehmen zu können? Man sage nicht, das sei eben das Anzeichen eines jungen Herzens unter grauen Haaren, wie die törichte Redensart lautet. Ganz im Gegenteil ist es das Zeichen eines schwachen Herzens, daß man sein Alter nicht zu bejahen wagt und in falscher, romantischer Schwäche etwas festhalten will, was nun einmal naturnotwendig entschwinden muß. Und es ist der Jugend nicht zu verdenken, wenn sie diese geschminkten Großmütter und hopsenden Großväter lächerlich findet und respektlos behandelt. Was kann sie dafür, wenn sie aus diesem Benehmen den Schluß zieht, daß die Jugend der einzige und höchste Wert des Lebens sei, den sie immer und überall zur Geltung zu bringen habe.

Jede Altersstufe im menschlichen Leben hat ihren Sinn, ihre besondern psychischen Möglichkeiten und Erscheinungsweisen. Keine ist an sich der andern überwertig und überlegen. Der gesunde Mensch benimmt sich deshalb in der Jugend nicht so, als hätte er schon Jahrzehnte lang die Weisheit des reiferen Alters mit Löffeln gegessen, und er hat es dann auch nicht nötig, in spätern Jahren noch in Jugendromantik zu machen, sondern er wagt es, alt zu sein. Die Entwicklung eines Menschenlebens ist nicht, wie Denkfaulheit sich vorzustellen pflegt, als eine Linie aufzufassen, die einige Jahrzehnte lang hübsch erfreulich ansteigt bis zum sogenannten Höhepunkt des Lebens und dann beständig und unaufhaltsam bis zum Tode abfällt. So simpel verläuft unsere Psychologie wirklich nicht, sondern viel komplizierter: auf jeder Altersstufe findet eine Umschichtung und Umlagerung der seelischen Fähigkeiten statt, die darum nicht alle gleichmäßig und gleichzeitig in Erscheinung treten. Und deshalb besteht auch das Alter

nicht nur aus einem Abbau von Funktionen und Kräften, sondern in ihm werden durchaus wertvolle seelische Möglichkeiten frei, die vorher verdeckt oder gehemmt waren.

Um die Sache deutlicher und anschaulicher zu machen, sei versucht, mit einigen Strichen die Psychologie der Altersstufen nachzuzeichnen und darzulegen, wie aus der Kindheit die Ju-



Nel giardino del Ricovero Torriani Mendrisio.

gend, aus der Jugend das reife Mannesalter entsteht und wie endlich alles durch das Greisenalter abgeschlossen wird.

Warum kommt in der Rückerinnerung nicht erst den Greisen, sondern schon den Zwanzigjährigen die Kindheit als ein Paradies unschuldiger Lebensfreude vor, wonach sie sich mit Sehnsucht zurückwünschen? Wir wissen doch alle, daß wir nie so viel geweint haben wie als Kinder, daß wir unser kleines Leid ebenso schmerzlich empfunden haben wie die viel gewichtigeren Enttäuschungen der spätern Jahre. Was im Leben uns plagt — Angst, Trotz, Neid, Zorn, Minderwertig-

keitsgefühle und andere Leidenschaften — hat uns sogar in der Kindheit heftiger gequält als in reifern Jahren, wo wir uns zur Selbstbeherrschung und ruhigen Überlegung durchgerungen haben. Warum preisen wir trotzdem immer wieder das Paradies der Kindheit?

Der Grund liegt wohl darin: im ersten Jahrzehnt lebt das Kind dahin, ohne daß ihm alle diese Plagen in ihrer ganzen Bedeutung zum Bewußtsein kommen; es lebt im engen, vertrauten Kreis seiner Umwelt und erlebt äußeres Mißgeschick oder den Ausbruch seiner Leidenschaften in ähnlicher Weise wie Naturereignisse, wofür wir Erwachsene ja auch unverantwortlich sind und weswegen wir uns weder Gewissensbisse noch Selbstvorwürfe zu machen brauchen. Das Kind nimmt, was jeder neue Tag bringt, ohne der Vergangenheit nachzutrauern oder sich um die Zukunft zu sorgen, weil es noch gar nicht weiß, was Vergangenheit und Zukunft ist. Willig folgt es seinen Einfällen, Launen und Trieben; fast könnte man sagen, wenn es nicht in anderer Hinsicht unendlich höher stünde, es lebe dahin wie ein Tier. Kurz, beim Kind verläuft alle geistige Tätigkeit, ohne ihm bewußt zu werden, es ist noch ganz Natur, und darum besitzt es auch den Reiz der Anmut. Es ist noch nicht das, was wir unter Persönlichkeit verstehen.

Im Verlauf des zweiten Lebensjahrzehnts tritt eine ganz gewaltige Wandlung ein, die bei den meisten Menschen an Bedeutung alles übertrifft, was später in ihnen noch vorgeht. Der Jugendliche wird nun seiner selbst bewußt, eine Persönlichkeit — dies natürlich nicht in einem wertenden Sinn gemeint. Jahre hindurch, oft bis gegen das Ende des dritten Jahrzehnts, zieht sich der mühselige und schmerzhafteste Vorgang des Werdens der Persönlichkeit hin. In dieser Zeit, deren Beginn wir Pubertät zu nennen pflegen, handelt es sich nicht nur um das Erwachen des Sexualtriebs — der übrigens, wie jeder Beobachter weiß, schon beim Kinde bemerkbar ist —, sondern um viel mehr. Das Kind spürt noch keinen Unterschied zwischen sich und andern Individuen, alles ist ihm in gleicher Weise beseelt. Der Jüngling aber wird inne, daß er nicht gleich ist wie Vater und Mutter, Kameraden und Freunde, daß die seelische Struktur von Mensch zu Mensch verschieden ist, daß es überall Grenzen gibt in seinen seelischen Fähigkeiten. Nicht das Gemeinsame, sondern das Trennende wird ihm bewußt. Kurz, er wird inne, daß er eine Individualität ist. Und er

wird ferner inne, daß jener vertraute Umkreis, wo er ruhig und treu gehegt dahingelebt hat, nur ein verschwindend kleiner Ausschnitt aus der großen Welt ist. Staunend sieht er über die vertraute Enge in eine unvertraute, unverständliche Weite. Neue Verhältnisse — er weiß oft nicht, ob feindlich oder freundlich — bedrängen ihn. Sein Weltbild wandelt sich: nicht mehr fühlt er sich wie das Kind als Mittelpunkt einer verwandten Umwelt, sondern er steht jetzt der Welt gleichsam gegenüber und muß Stellung nehmen und sich behaupten. Hand in Hand damit geht die Loslösung von der Familie, die neue Einstellung zum andern Geschlecht und die Wahl eines Berufs. Das sind Aufgaben, die beinahe über die Kräfte eines jungen Menschen gehen.

Wie wirkt sich dies alles im äußern Benehmen des Jugendlichen aus? Vielleicht erinnern wir uns noch selbst daran, daß wir in jenen Jahren einem wilden Drange nach Selbsterkenntnis frönten. Nicht umsonst pflegt man in jener Zeit Tagebücher zu schreiben oder schwärmerische Freundschaften zu schließen, wobei man am Freund nur sein eigenes Wesen erfahren und erproben will. Wir lachen als Erwachsene über solche Dinge, aber dem Jugendlichen sind sie bitter ernst, und dieses Suchen nach sich selbst hat auch seine große Bedeutung. Vielleicht erinnern wir uns weiter, daß wir uns damals möglichst ruppig und trotzig benahmen, weshalb jene Zeit nicht mit Unrecht den Namen „Flegeljahre“ trägt. Auch dieses Benehmen ist nicht als Bosheit oder simple Kraftmeierei anzusehen. Es handelt sich vielmehr darum, sein eigenes Ich, seine Person, der man noch nicht so recht sicher ist, gegen die Umwelt durchzusetzen und zur Geltung zu bringen. Das geschieht nun, mangels geistiger Überlegenheit, auf eine Art und Weise, die den Erwachsenen eben als flegelhaft vorkommt.

Der Zerfall des kindlich beruhigten Weltbildes zeigt sich auch darin, daß der Jugendliche dazu neigt, die Überlieferung, worin er aufgewachsen ist, über Bord zu werfen. Alles kann für ihn fraglich und zum Problem werden, alles wird chaotisch. Leidenschaftlich und kritiklos ist er auf Mehrung der Lebenserfahrung bedacht. Zeitlebens ist man nie wieder so empfänglich für alle möglichen Lehren und Verführungen wie in jenen Jahren; zeitlebens wechselt man nie mehr so rasch seine Meinung und seinen Glauben. Etwas revolutionäre Gesinnung gehört naturgemäß dazu, auch wenn man sie nicht in Taten um-

setzt. Nie wieder geht es einem so leicht, mit ehrlicher Überzeugung Ansichten zu vertreten, die sich widersprechen. Nicht darum, weil er noch kein Haus, keine Frau und kein Geld hat, sondern aus diesen psychologischen Voraussetzungen heraus neigt der Jugendliche dazu, im Guten und im Bösen sich immer auf die radikale Seite zu schlagen und seine ganze Person einzusetzen. Darum wird er denn auch von schlauen Erwachsenen so oft zu allerlei Machenschaften mißbraucht.

Andererseits aber schlägt diese trotzig-revolutionäre Gesinnung auch oft in ihr Gegenteil um. Der Weltschmerz ist eine gerade für die Jugend bezeichnende Krankheit. Auch dumpfe Verzweiflung ob der scheinbaren Sinnlosigkeit des Daseins tritt niemals so häufig und so heftig auf wie gerade im dritten Lebensjahrzehnt. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß es so viele jugendliche Selbstmörder gibt. Und zwar ist es wahrlich nicht etwa „unglückliche Liebe“, wie man im Volke meint, was sie in den Tod treibt, sondern die Gründe liegen tiefer: sie haben Angst vor der Vielfältigkeit der Erscheinungen, sie befürchten, das ungewohnte, drohende Leben nicht bemeistern zu können; sie können sich mit der eben erst entdeckten Individualität nicht einfügen in eine Gemeinschaft; sie verlieren das Vertrauen zu sich selbst, nachdem sie den Halt in einer Religion oder Überlieferung schon verloren haben. So flüchten sie, wie in einen Ausweg, in den Tod.

Sicherlich kann man versuchen, nicht nur diesen Verzweifelten, sondern auch den Trotzigen, Wilden und Stürmischen zu helfen. Natürlich ist es möglich, den Übergang von der Kindheit zum Mannesalter gefahrloser und leichter zu gestalten, wenn die Erziehung in einer festgefügtten Weltanschauung und in erprobten Formen geschieht. Allein man darf nicht erwarten, dadurch den Jugendlichen das Leiden an sich selbst und die Reibungen und Kämpfe mit der Umwelt ganz ersparen zu können. Dies wäre nicht einmal von Gutem, selbst wenn es gelänge, denn es gibt nun einmal in dieser Hinsicht keinen Fortschritt: man lernt nicht aus Büchern und Ermahnungen, sondern bloß daraus, was man am eigenen Leibe erfährt. Jede Generation muß und will ihre eigenen Erfahrungen machen, nur das wird zum fruchtbaren Besitz. Wir ältern Leute können deshalb die Zwanzig- und auch die Dreißigjährigen nicht nötigen, so zu denken und zu handeln wie wir, kraft unserer größern Lebenserfahrung, tun, sondern wir müssen ihnen

einen gewissen Spielraum lassen, wir müssen ihre Bewegtheit, ihre Unruhe, ihre Freude an Experimenten hinnehmen, sonst werden sie nur störrisch und trotzig. Allein auf das eine dürfen und müssen wir sie immer wieder aufmerksam machen, auf die eine Gefahr, die gerade heute droht: die Jugend darf sich nicht verabsolutieren, sie darf nicht als Selbstzweck und Ziel des Lebens genommen werden. Das ist eine Verfälschung ihres Sinns, woran heutzutage viele Jugendliche glauben. Sie ist ein



Die 101jährige Glarnerin Elsbeth Blesi von Sool in der Au bei Schwanden.

Aufbruch, bald schmerzhaft, bald herrlich, ein Aufbruch von allen möglichen seelischen Kräften, eine stürmische Aussaat von Kenntnissen, Erfahrungen und Erlebnissen. Aber ihre lebendige Bewegtheit, ihre Ungebundenheit und Unfertigkeit, ihre Offenheit für jeden Eindruck ist nur dann von Wert, wenn sie nicht ewig dauert, sondern wenn sie ein Durchgang ist und sich klärt zur Reife der fest in sich selbst ruhenden, charaktervollen Persönlichkeit. Die wilde Dynamik der Jugendjahre soll sich wandeln zur Stetigkeit des Mannes.

Es ist tragisch, daß bei manchem Jüngling, der eine glänzende Jugend durchlebte und scheinbar zu den größten Hoffnungen berechnete, der Übergang zur Reife, der Vorgang der Kristallisation der brodelnden Gedanken und Gefühle nicht gelingen will. Das Sprichwort, daß die Götter den, welchen sie lieben, früh von der Erde nehmen, bezieht sich auf solche Jünglinge, welche nach einer vielversprechenden Jugend versagen und verbummeln, während ihre Altersgenossen, die in der Jugend sich durch nichts Besonderes auszeichneten, sie überholen und reife Männer werden. Viele Jünglinge fürchten sich vor der Stetigkeit des reifen Alters, die sie mit Philistertum verwechseln, und versuchen, das ungebundene, jugendliche Treiben noch äußerlich fortzusetzen, auch wenn die seelische Fähigkeit dazu schon längst ausgebrannt ist. Und sie werden dann dadurch eben das, was sie vermeiden wollten: verbummelte, regelrechte Spießbürger. So wenig wie die Kindheit läßt sich die Jugend künstlich verlängern. Die großen Gefühle, welche das jugendliche Feuer nährten, werden kümmerlicher. Man wächst in das Lebensalter hinein, welches mehr und Höheres verlangt als nur Begeisterung und Bewegtheit, nämlich Vollendung und Reifung der Persönlichkeit. Wer diese Aufgabe nicht lösen kann, bleibt eben am Wege liegen als ein unfertiger und unnützer Mensch.

Die psychologische Lage gegen Ende des dritten Lebensjahrzehnts ist so: der Mensch, der sich natürlich entwickelt, ist seiner selbst und seiner Eigenart bewußt geworden, er hat sich seiner Umwelt gegenüber behauptet und durchgesetzt und — was für manchen noch schwerer ist — sich einer Gemeinschaft eingeordnet. Bereichert durch die Erfahrungen der Jugendzeit, hat er sich ein neues Weltbild gestaltet. Er hat wiederum Halt gefunden; nach der Subjektivität der Jugendjahre wird seine Einstellung zum Dasein allmählich sachlicher; eine Beruhigung und Festigung ist eingetreten. Natürlich fehlt ihm nun das Frische, Ursprüngliche und Ewig-Wechselnde der Jugend. Sein Erleben ist, wenn man so will, eintöniger und an Überraschungen ärmer geworden. Er interessiert sich nicht mehr so sehr für das, was in ihm selbst vorgeht, aber dafür gewinnt er nun erst die Fähigkeit, nach außen zu wirken. Die mittleren Jahrzehnte eines Menschenlebens sind die Zeit der äußern Tätigkeit und Leistung. Von der Jugend her ist noch Schwungkraft da, welche diese Tätigkeit vorwärts treibt über

Hindernisse und Schwierigkeiten hinweg. Von der Jugend her wirken noch die Ideen, Anregungen, Pläne. Die Kraft, nicht etwa nur die materielle Möglichkeit, die Gedanken in die Tat umzusetzen, besitzen wir aber erst als reife Menschen. Jetzt ist die Zeit da, eine Familie zu gründen, sich im öffentlichen Leben eine Stellung zu schaffen, kurz für das zu leben, was jenseits der eigenen Person liegt.

Eine Gefahr besteht allerdings. Auch wer nicht in einer künstlich verlängerten Jugendsimpelei stecken geblieben ist, sondern sich zu einer reifen Persönlichkeit durchgearbeitet hat, gerät leicht auf einen Abweg. Die Gefahr droht, daß das, was man leistet, nicht mehr von Herzen geschieht, daß man gar nichts mehr erlebt, daß das Gefühl, das in jungen Jahren allzu viel gesprochen hat, nun gar nicht mehr mitspricht, daß man nun überhaupt keine Probleme mehr kennt, kurz, die Gefahr einer seelenlosen Routine und des Mechanismus. Sie ist gar nicht zu unterschätzen, denn es gibt viele Vierzigjährige, die sich hier festfahren und den Zusammenhang mit dem wirklichen Leben verlieren, dem man nun einmal mit bloßer Routine nicht gerecht werden kann. Sie verlieren dann meist auch das Verständnis für die heranwachsende Generation, zu der man mit bloßem Vernünfteln und ohne Einfühlung in kein Verhältnis treten kann.

Glücklicherweise greift hier die Natur zwar schmerzhaft, aber heilsam in die Entwicklung ein. Nach dem vierten Lebensjahrzehnt, beim einen einige Jahre früher, beim andern etwas später, unterbricht sie den beruhigten und ausgeglichenen Gang des Lebens mit einem Ereignis, das sehr geeignet ist, zur Selbstbesinnung zurückzuführen. Bei den meisten Menschen tritt jetzt eine zweite Lebenskrise ein, eine Krise, die nicht so tief greift wie die Jugend, aber doch bei manchen in schweren melancholischen Verstimmungen, bei andern in einer eigentlichen Umkehr der Werte und Ziele und wieder bei andern wenigstens in einer Art Exerzitenstimmung zu Tage tritt. Ja, es gibt Beispiele dafür, daß erst jetzt die Wendung eintritt, die sonst am Ende der Jugend einzutreten pflegt, und erst jetzt der Mensch gleichsam sich selber findet und reif wird. Wäre unser berühmten Schweizerdichter C. F. Meyer vor seinem 40. Lebensjahr gestorben, so hätte er das Andenken eines unnützen Sonderlings hinterlassen, eines jun-

gen Mannes, der ewig zweifelte, nörgelte und mit sich selbst uneins war, der nichts leistete, kein Studium beendete, keinen Beruf ausübte und für seine Familie nicht gerade eine Schande, aber doch ein verlorener Sohn schien. Mit vierzig Jahren aber erwachte dieser Mensch, erhob sich aus seinem Mißmut und seiner Zwiespältigkeit und schuf in den paar Jahrzehnten, die ihm noch zu leben vergönnt waren, die lange Reihe seiner dichterischen Werke, Band um Band, eine größere Leistung als mancher, der schon auf der Schulbank heimlich Liebeslieder dichtet, in einem langen Leben zusammenbringt.

Dieses Beispiel ist sicher etwas Einzigartiges, allein im kleinern Ausmaß kommen ähnliche Fälle immer wieder vor. Die Redensart vom Schwabenalter, wo man erst gescheit werde, ist deshalb nicht aus der Luft gegriffen. Diese kritische Periode reißt uns aus dem Tramp des Alltags, aus Routine und Mechanismus heraus und zwingt uns zum Nachdenken über uns selbst und unser bisheriges Leben. Wer nach einigen Jahren daraus heraustritt, ist zwar nicht unbedingt ein anderer und besserer Mensch, aber geklärt und gefestigter. Er steht der Welt zwar vielleicht nicht mehr mit dem gleichen rücksichtslosen Tatendrang, aber überlegener und gleichmütiger gegenüber. Er überblickt das, was er gewirkt hat und noch wirken will, kühler und kritischer und, während er noch in voller Tätigkeit steht, tritt über dem Horizont seines Weltbildes — dies nicht vom Standpunkt einer Konfession, sondern aus allgemein psychologischer Erkenntnis heraus gesagt — bereits das ferne Jenseits in sein Blickfeld.

Denn diese Krise ist das erste Vorzeichen des langsam heranrückenden Alters. Es geht zwar noch ein oder zwei Jahrzehnte in gewohnter Rüstigkeit, dann aber werden die meisten die Last der Jahre gewahr. Die Ausdauer und Freude am Erwerb neuen Wissens läßt nach, Spannkraft und Energie erlahmen rascher, es wird schwer, Entschlüsse zu fassen oder große Pläne in Angriff zu nehmen, die Fülle der Erfahrung stimmt zu milder Resignation. Damit streifen wir nun bald an jene Jahre, wo die Plagen des hohen Alters sich bemerkbar machen: psychische Ausfälle, Gedächtnis- und Urteilsschwäche, Verlust des affektiven Gleichgewichts u. a. Aber davon sei diesmal nicht die Rede, sondern wir wollen die andere, schönere Seite des Greisenalters ins Auge fassen.



Chœur de l'Asile de La Chaux-de-Fonds Noël 1931.

Woher kommt es, daß uns jeder Greis als ehrwürdig erscheint? Er verkörpert eben nicht so sehr, wie wir uns immer wieder einzureden versucht sind, den Abbau der Funktionen, sondern wir sehen in ihm auch noch den Aufbau und Ausgleich der Erlebnisse eines ganzen Menschenlebens leibhaft vor uns. Dies ist der eine Grund. Aber es kommt noch etwas anderes hinzu: jede der drei andern Lebensstufen ist vollständig der Welt und dem eigenen Dasein verhaftet und stellt gleichsam nur sich selber dar; die Figur des Greises aber weist über sich selbst hinaus. Wie in dem Wesen des Kindes nicht so sehr eine bestimmte Individualität, sondern gleichsam die ganze unbewußte Natur in ihrer anmutigen Unschuld durchscheint, so sehen wir hinter der Gestalt des Greises bereits das Jenseits.

Das sind Gedankengänge, die eigentlich über unser Thema hinauszugehen scheinen. Allein auch wenn wir uns bescheiden und nüchtern nur der Psychologie des Greisenalters zuwenden, so stoßen wir doch sofort auf die Tatsache, daß der Jenseitsglauben — das Wort wiederum ganz allgemein, ohne Seitenblick auf eine bestimmte Religion gebraucht — für das höhere Lebensalter von allergrößter Bedeutung ist. Es gibt zwar viele selbstbewußte Greise aller ungläubigen Richtungen, die angeblich furchtlos und kühn dem Tode und der Auflösung ins Nichts entgegenblicken. Das mag für einige auch zutreffen, bei vielen

andern zeigt ihr Benehmen aber ohne weiteres, wie sehr sie sich selber täuschen. Sie blicken gar nicht nach vorn, sondern zurück zur fernen Jugend und suchen mit Hilfe von Kosmetik und Massage jede Mode mitzumachen, um im Taumel künstlicher Jugendlichkeit den Tod, der vor ihnen steht, nicht zu sehen. Oder sie blicken zurück auf die Werke, die sie in ihren reifen Jahren als Staatsmänner, als Wissenschaftler, als Künstler oder auch bloß als Familienväter geschaffen haben, und sie zanken mit der heranwachsenden Generation, die ihr Werk, das wie alles Menschenwerk zeitgebunden und vergänglich ist, nicht ewig gelten lassen will. Sie zanken mit den Söhnen, die andere Anschauungen, andere Ziele vertreten; sie sind die „Laudatores temporis acti“, wie der Lateiner sagt, die Vertreter des bekannten senilen Eigensinns, die eine Verewigung ihres eigenen Wesens in der Vergangenheit suchen, um nicht der Zukunft, dem Tode und dem Nichts ins Auge blicken zu müssen.

Dem Menschen ist nun einmal der „Hunger nach Unsterblichkeit“ angeboren, worüber der Spanier Miguel de Unamuno sein leidenschaftliches Buch „Del sentimiento tragico de la vida“ geschrieben hat. Und angeboren ist ihm der Drang nach Vervollkommnung. Da ist es psychologisch richtiger und für die seelische Gesundheit besser, daß er den Blick nicht rückwärts richtet und Unsterblichkeit und Vollkommenheit in der Vergangenheit sucht, sondern daß er vorwärts blickt über das Diesseits hinaus, wie es alle großen Religionen tun. Das hohe Alter erhält seinen Sinn nicht im Rückwärtsschauen, nicht in einer romantischen Beschwörung der wonnevollen Jugendzeit, sondern es muß, wie in jeder andern Lebensstufe, das Ziel vor sich suchen, über dem Abschluß des unvollkommenen Erdenlebens. Das, und nicht der Abbau der geistigen Fähigkeiten, ist sein Kennzeichen. Darin besteht seine Bedeutung für das menschliche Leben. Und dadurch wird auch die überpersönliche Würde, die jedes Greisenantlitz ausstrahlt, erst in ihrem tiefen Sinne verständlich; es erhält sie nicht bloß von der Vergangenheit her, von der Fülle des Erlebens, sondern auch von der Zukunft. Seine Blicke sind dorthin gewandt, wohin wir Jüngern noch nicht unvermittelt zu sehen vermögen. Auch für den religiös Gläubigen und erst recht für den Ungläubigen ist ja, solange er in der Vollkraft der Jahre steht, das Jenseits

unseres Lebens meist etwas sehr Entlegenes und nicht recht Vorstellbares. Hundert andere Ziele und Aufgaben sind näher und verdecken die Ferne. Erst wer an den Grenzen des Lebens steht und nicht in falscher Sehnsucht sich wendet, sondern mutig voransieht, erlebt den Sinn des hohen Alters.

Ein boshafter Philosoph hat einmal gesagt, das einzige metaphysische Experiment, das uns zu machen vergönnt wäre, sei der Tod. Wohlan! Der Greis steht nicht aus Experimentierfreude, sondern aus Notwendigkeit vor diesem Ereignis. Die gemütvoll-bürgerlichen Freuden des hohen Alters in allen Ehren — der Großvaterstuhl, die spielenden Enkel, die Verehrung der Mitbürger, die Konterfeis in den Illustrierten, alles dies und anderes mehr ist wohlverdient und hilft glücklich über die Beschwerden der Jahre hinweg. Allein nicht darin, sondern in der Berührung des Menschlichen mit dem Ewigen erweist sich das Greisenalter als ehrwürdig und auch als notwendig zur Rundung und Vollendung des Menschenlebens.

Mit diesem Satz, womit noch einmal der höchste Wert des Greisenalters genannt ist, ein Wert, der manche Erscheinungen geistigen Abstiegs aufwiegen mag, sind wir wieder bei den Gedanken angelangt, die uns anfangs beschäftigt haben. Wenn auch das Bild des menschlichen Lebens, welches hier zu zeichnen versucht wurde, mangelhaft und allzu summarisch war, so wird aus ihm doch vielleicht deutlich, daß das Alter nicht bloß ein lästiges und wertloses Anhängsel der reifen Jahre ist, sondern seine Bedeutung und seinen Sinn hat.

Ganz abgesehen von ihrer sozialen Wichtigkeit erhält deshalb die Stiftung „Für das Alter“ noch eine andere Bedeutung: sie soll es den Greisen ermöglichen, den Sinn ihres Lebensalters zu erfüllen, ihr Dasein zu runden und zu vollenden, ohne den Druck der Not und Sorge. Die Plagen der hohen Jahre, die seelischen Abbauerscheinungen kann sie nicht beseitigen oder auch nur wettmachen, aber das eine kann sie: durch Linderung materieller Not erreicht sie, daß die andere, schönere Seite des Greisenalters ungehindert erlebt werden kann.
